



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Hermann von Gilm.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tois (Verfasser eines Manuel des Fonds publics und anderer Werke über Staatspapiere) als durchaus willkürlich bezeichnet. Dieselbe Ansicht äußerte auf Befragen Dr. Juglar von der Société statistique. Die Agents de change sind wohl im Stande, den Betrag abzuschätzen an der Hand der Stempelabgaben und der Übertragungsgebühren im Verkehr zwischen der Chambre syndicale des agents de change und der Bank von Frankreich. Diese Ausweise werden jedoch niemals veröffentlicht; es würde vergeblich sein, sich darum zu bemühen. Die Agents de change haben außerdem ein Interesse daran, diesen Punkt nicht in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, da die Größe ihrer Gewinne den Gedanken beleben könnte, daß das Finanzministerium sich an den Erträgen des Monopols einen stärkern Anteil sichere.

Ferdinand Moos.



Hermann von Gilm.

Von Moritz Necker.



n Ausgrabungen alter Dichter leidet unsre Zeit keinen Mangel. Je weniger neue Talente hinzuwachsen, um so emstiger durchforscht man die Vergangenheit und die Werke der klassisch gewordenen Meister. Auch ist die neue Herausgabe alter Dichter ein ehrenvolles Geschäft geworden, das manchem jungen Germanisten schneller zu einer Professur, als jenen Dichtern zu Lesern verholfen hat, und das daher mit um so größerem Eifer betrieben wird. Mit diesem Eifer hat die kürzlich erschienene neue Ausgabe*) der Dichtungen des Tirolers Hermann von Gilm nichts gemein; hier soll in der That ein verschollener Mann neu auferstehen und hoffentlich Gemeingut der Nation werden.

Als Hermann von Gilm im Alter von 52 Jahren am 30. Mai 1864 starb — es war zu Linz, wo er Präsidialsekretär des oberösterreichischen Statt-

*) Ausgewählte Dichtungen von Hermann von Gilm. Herausgegeben von Arnold v. d. Passer. Leipzig, Liebeskind, 1889. Daß der Herausgeber seinen Namen auf das Titelblatt gleich unter den des Dichters setzt, nachdem er sich schon im Vorworte genannt hat, finden wir unpassend. Der Stempel, den er der neuen Ausgabe Gilm's aufgedrückt hat, ist kein glücklicher. Schöne und für Gilm charakteristische Gedichte, z. B. Naturbilder und die Schützenlieder, sind ganz ohne Grund weggelassen worden. Der Text ist nicht sorgfältig gedruckt; z. B. enthält das erste „Zeitsonett“ den argen Fehler Lotterbett für Lorbeerbett. Oder ist das etwa eine — Verbesserung des Gilm'schen Textes?

halters Freiherrn von Bach war —, da war er nur in seiner Heimat Tirol (er war in Innsbruck am 1. November 1812 geboren) und etwa noch in Linz selbst als Dichter bekannt. Er hatte sieben Jahre (1847—1854) in Wien gelebt, war aber hier mit den litterarischen Kreisen gar nicht in Berührung gekommen. Als er sich endlich nach jahrelanger Unentschlossenheit daran machte, die dichterischen Früchte seines von tiefen und vielfachen Leidenschaften bewegten Lebens zu ordnen und für den Druck einzurichten, da war es schon zu spät. Er konnte mit der Arbeit nicht fertig werden, da ihn der Tod nach langem Leiden abrief. Hierauf erschienen zwar endlich seine Gedichte von der Hand eines Freundes, Vincenz von Ehrhart, geordnet (Wien, Gerold, 1864—1865). Sie ernteten auch sehr viel Anerkennung, sogar begeistertes Lob, aber sie gerieten schnell wieder in Vergessenheit. Nur von den litterarisch gebildeten Landsleuten in Tirol wurde in der Stille gelehrter Zeitschriften der Kultus seiner Lyrik weiter gepflegt — in Deutschland selbst ist sie ganz unbekannt geblieben, nicht einmal Litteraturgeschichten haben ihrer Erwähnung gethan.

Man hat die Frage aufgeworfen, warum dies so geschehen sei? Und man hat geantwortet, die letzten Jahrzehnte hätten überhaupt wenig Interesse für Lyrik bekundet. Aber dem ist durchaus nicht so. Lyriker wie Geibel, Storm, Ringg, Scheffel, Baumbach, Griefebach u. s. w. sind seit Gilms Abgange trotz des kriegerisch bewegten Geistes der Zeiten emporgelommen, und jeder von ihnen hat sein Publikum gefunden; nicht zu reden von der großen Verbreitung, welche die älteren Lyriker durch neue billige Ausgaben gewonnen haben. Warum blieb Gilm, der hinter keinem der genannten Lyriker zurückzustehen hat, so verschollen, wie er es zuweilen persönlich bei Lebzeiten war? Man wies auf die Schwächen der ersten Ausgabe von Gilms Gedichten hin; sie enthielt sehr viele seiner Gelegenheitsgedichte, viel von seiner echt tirolisch-loyalen politischen Lyrik, aber seine freigeistigen Gedichte waren von dem frommen Herausgeber fast ganz zurückgehalten worden. Indes blieben doch noch Perlen genug in der Sammlung. Vielleicht mag auch der Verlagsort Wien ihrer Verbreitung nicht förderlich gewesen sein, wie es unsre Dichter ja häufig schmerzlich erfahren haben. Aber schließlich kann auch dieser äußerliche Umstand für Gilms Verschollenheit nicht entscheidend gewesen sein, dies konnte nur ein innerer Grund sein.

Gilm geriet unter die Gruppe der sogenannten Vormärzler. Man zählte ihn jenen Lyrikern zu, die ihre Begeisterung nur in der Politik, in der Bekämpfung des Metternichschen Systems der Zensur, der Geistesbedrückung, der Polizeiallmacht gefunden, die oft in der That statt der Poesie rhetorisches Feuerwerk, gereimte Leitartikel geboten haben. Es ist nun kaum zu sagen, wie schnell diese Lyriker in Vergessenheit gerieten. Es geschah gleichsam über Nacht. Der tiefe Gegensatz, in dem sich das Deutschland der vierziger Jahre schon zu dem Deutschland der sechziger Jahre befand, ist gar nicht auszumessen.

Damals erschien Hamlet als die Verkörperung des deutschen Nationalcharakters man grübelte, aber handelte nicht, und man hat dies mit einem sich selbst geißelndem Hohn der Nation so lange gesagt, bis sie dann in das Gegenteil umschlug, die Blut- und Eisenpolitik betrieb, statt bei Gedichten und Romanen zu schwärmen, an die Arbeit ging, Industrien schuf, Eisenbahnen baute, Fabriken in Betrieb setzte. Wie leere Schwämer oder besten Falls wie harmlose, wolken-gängerische Schöngeister kam dem realistischen Geschlecht, das die deutsche Einheit schuf, das vormärzliche Geschlecht, das sich nach ihr gesehnt hatte, ohne sie bauen zu können, und das zugleich mit dem Zerstäuben des Frankfurter Parlaments Bankrott gemacht hatte. Darum wurden alle Säger der vormärzlichen Zeit, die politisch waren, bei Seite geschoben — geschichtliche Gerechtigkeit kennt ja das politische Leben nicht, die Kunst nur die Gelehrtenstube — und darunter hatte auch Hermann von Gilm zu leiden. Die Lyrik des neuen, in den drei großen deutschen Kriegen schwer geprüften Geschlechts ist anakreontisch geworden; man hatte sattem Politik in den Zeitungen, die Dichter sollten nur die Schönheit pflegen. Aber auch dieses Geschlecht ist im Vorübergehen, wir stehen wieder an der Schwelle einer neuen Zeit. Der Realismus, den Julian Schmidt und Gustav Freytag in Deutschland gefordert und begründet haben, hat seinen Höhepunkt überschritten, indem er in den Naturalismus auslief. Es mehren sich die Zeichen, daß wir auch den Kultus der rohen Thatsache satt haben; die Naturwissenschaften knüpfen wieder an die Philosophie an, die Historiker streben nach zusammenfassenden Gesichtspunkten, die Philosophen wollen auf Grund des ungeackerten Bodens der positiven Wissenschaften eine sittliche Weltanschauung aufbauen u. s. f. Der alte deutsche Idealismus regt sich wieder, und da darf auch die vormärzliche Zeit hoffen, gerechter beurteilt zu werden, als bisher. Als eines der Anzeichen dieser Strömung wollen wir die Auferstehung Gilm's nehmen, die schon jetzt, nach wenigen Wochen, die Aufmerksamkeit aller Freunde der Poesie auf sich gelenkt hat.

Kann man eine zu hohe Meinung von dem Berufe der Poesie haben? Schwerlich, denn sie gehört in der That zu den höchsten und folgenreichsten Thätigkeitsformen. Aber man kann sich irren in dem Glauben an die unmittelbare Wirkungsfähigkeit der Poesie, in der Auffassung ihres praktischen Berufes, und das ist der auffälligste Charakterzug des vormärzlichen Geschlechts, der auch bei Gilm zunächst in die Augen fällt. Er sollte ihm zum Verhängnis werden, wie aus unsrer Darstellung hervorgehen wird.

Bis zum Jahre 1840 lebte Gilm in Innsbruck als der Sohn eines höhern Justizbeamten und schließlich selbst als Gerichtspraktikant. Tirol ruhte damals auf den Lorbeeren aus, die es sich in den Franzosenkriegen durch seinen heldenmütigen Kampf und seine sagenhafte Treue an die habsburgische Dynastie erworben hatte. Für die heutige Geschichtsforschung ist es außer Zweifel, daß die Tiroler unter Andreas Hofer hauptsächlich für ihren alten Glauben gekämpft

haben, und daß der Fanatismus ihres Kampfes gegen die Baiern insbesondere hierin seine Ursache gefunden hat. Die Baiern hatten in unpolitischem Aufklärungstreiben die abergläubischen Auswüchse des tirolischen Katholizismus beschneiden wollen, sie hatten Kreuze, „Marteln,“ wie sie uns auf allen Alpenwegen begegnen, umgeworfen und so das biedere Bergvolk empört. In den stillen Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen entwickelte sich aber in Deutschland die Legende, die Tiroler hätten allein für ihre Nationalität, für ihr Deutschtum gegen die Franzosen gekämpft. Diese Auffassung fand in Tirol selbst leicht Verbreitung, zumal bei der heranwachsenden liberalen Jugend desselben. Der Vater Gilm's, der ebenso konservativ wie sein Sohn liberal war, der den Krieg selbst mitgemacht hatte, sah es geradezu als eine Verleumdung von Seite des „jungen Europas“ an, wenn der Tiroler Aufstand von 1809 als ein Freiheitskrieg angesehen wurde. Er kannte die geheimen Triebfedern jener Jahre genau; von einem Freiheitsfinne, meinte er, sei keine Spur vorhanden gewesen. Aber dem nachwachsenden Geschlecht waren jene geheimen Triebfedern verloren gegangen, nur der Glanz der heroischen Thaten war übrig geblieben, und da empfand es in Tirol keiner so schmerzlich wie Hermann von Gilm, daß seine Heimat mit der geistigen Entwicklung des übrigen deutschen Volkes nicht Schritt hielt. Das ganze Gebirgsland war ja durch Zensur, Polizei und Akerisei in einer heutzutage geradezu unbegreiflichen Weise von Europa abgesperrt worden. Wer in Tirol reisen wollte, mußte eigne Pässe haben und sich viele Plackereien gefallen lassen. Unzählige Male wiederholt Gilm seine Klage über das Zurückbleiben Tirols in geistiger Beziehung. Tirol, so schön, so überreich gesegnet, ist arm an Dichtern. Oswald v. Wolkenstein, dessen Gedichte und Lebensgeschichte gerade zu jener Zeit von Beda Weber neu herausgegeben worden waren und der vielfach Gilm's Phantasie beschäftigte, da er der letzte deutsche Minnesänger und ebenso, wie der größte, Walther von der Vogelweide, ein Tiroler war — dieser Oswald wird von Gilm angesprochen:

Nicht wollen wir dein Mitterschwert, das scharfe,	Und frischre Kränze hat es, schöne Orden
Das Vaterland fleht dich, das liedentwöhnte,	Als Aragon; o schweige nicht mehr länger!
Oswald von Wolkenstein, um deine Harfe,	Seit jener Zeit ist alles anders worden:
Die Liederreich durch diese Berge tönte.	Wir haben Thaten, aber keine Sänger.

Jeder Mensch wird es einmal an sich erfahren haben, daß er von der zufälligen Äußerung eines Fremden blitzartig und folgenreich berührt wurde, weil sie vorhandene, aber unklare Strebungen in ihm zum Bewußtsein brachte. Ein solches Erlebnis hatte auch Gilm. Im Jahre 1841 lebte er in Schwaz, einem kleinen, alten, romantisch gelegenen Städtchen, eine Eisenbahnstunde östlich von Innsbruck gelegen. Es war der Sitz eines Kreisgerichtsamts, und der Dichter verbrachte hier zwei seiner sieben Praktikantenjahre. Er lebte hier eine Zeit lang sehr glücklich. Da er selbst aus guter Familie stammte, fand er die freundlichste Aufnahme in dem gastfreien Hause seines Amtsvorstandes, des Kreishauptmanns

von Gasteiger, und vergalt diese durch sein geistprühendes, lebensfroh überschäumendes Naturell.*) Hier lernte er auch seine in den schönsten Liedern verewigte Theodolinde kennen, eine Nichte Gasteigers, die Gilm's leidenschaftliche Liebe freilich nur mit kühler Freundschaft lohnte und ihn dadurch sehr unglücklich machte. Das schöne Mädchen wollte eine sogenannte gute Partie machen und gab dem unbefoldeten Gerichtspraktikanten, der obendrein als Liberaler schlimme Aussichten für seine Laufbahn hatte, einen Korb. In diesem Hause nun hatte Gilm folgendes kleine, aber bedeutsame Gespräch, über das er in einem seiner Briefe an die vielgeliebte Schwester Eaton (Katharina) nach Innsbruck berichtete: „Es ist nicht lange her,“ schreibt er, „war ein Mädchen hier aus Zweibrücken; diese Fremde hatte freiere Ideen, als alle Männer Tirols in hundert Jahren zusammenbringen. Sie frug mich einst, nachdem [als] sie sich an unsern herrlichen Bergen nicht satt sehen konnte: »Und in dieser Natur giebt es keine Dichter?« Ich antwortete ihr Tags darauf in einem Gedichte“ — und dieses Gedicht teilt er nun in dem Briefe mit.***) Für die Wirkung dieses Gesprächs auf den damals neunundzwanzigjährigen Dichter ist es bezeichnend, daß er dieses Antwortgedicht an die Spitze der Sammlung stellte, die er 1863, kurz vor seinem Tode, endlich ordnete.

Es war damals in der That so. Von Oswald von Wolkenstein bis auf Gilm hat die tirolische Litteraturgeschichte kein dichterisches Talent höhern Ranges zu verzeichnen. Erst kürzlich sind tirolische Fastnachtsspiele des Wigil Haber aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ausgegraben und veröffentlicht worden, aber davon wußten Gilm's Zeitgenossen nichts. Und es erinnert an den Entschluß des jungen Klopstock, mit Milton um die Palme zu ringen, da das Ausland sich verächtlich über die Unfähigkeit der Deutschen, etwas im Gebiete der „schönen Wissenschaften“ zu schaffen, geäußert hatte, wenn Gilm von nun an sich als den berufenen Mann fühlte, der Dichter Tirols zu werden, an dem es fehlte, und diesem Gefühl in stolzer Weise auch sehr häufig Ausdruck verlieh.

Schweigen werden meine Lieder,
Kein Gesang wird mehr ertönen,
Und die Fremden werden wieder
Unsre stummen Berge höhnen —

singt er beim Abschied von der Geliebten. Und ein andermal in dem Gedichte „Sankt Ulrichs-Kapelle“:

*) Vergl. Hermann v. Gilm. Sein Leben und seine Dichtungen v. Arnold v. d. Passer. Leipzig, Liebeskind, 1889. Diese Lebensbeschreibung enthält sehr viel wertvolles Material, entbehrt aber allen wissenschaftlichen Geistes. Eine ästhetische Würdigung Gilm's ist darin gar nicht versucht. Hermann Sanders vortreffliches Büchlein ist wohl ausgenutzt, aber totgeschwiegen worden.

**) Vgl. Hermann Sander, Hermann v. Gilm. Innsbruck, Wagner, 1887. S. 31.

Ich aber mücht' hier Tag für Tag
Tirolerlieder dichten,
Und wenn's auch niemand hören mag,
So hören mich die Fichten.

Sie beugen sich und horchen wohl
Mit Lust den neuen Tönen,
Daß nicht die Fremden mehr Tirol
Als Liederarm verhöhnen.

Die Tirolerpoesie taucht er in einem andern Gedichte geradezu auf den Namen der Geliebten, der er einen Cyklus von Liedern widmet, auf Sophie.

So stark das Selbstgefühl zu sein scheint, das aus solchen Versen spricht, so berechtigt darf man es doch bis zu einem gewissen Grade nennen, wenn man eines Menschen Recht auf Stolz nach der Größe der Aufgabe mißt, die er sich selbst gestellt hat, und nach der Kraft, mit der er sie erfüllt hat. Welch hohe Auffassung Gilm von dem hohen Beruf der Poesie hatte, das geht nach zwei Richtungen hin aus seinen eignen Versen hervor. Einesteils war ihm der Dichter der Hüter, der Seher der Schönheit. In dem Trinkspruch auf Oswald von Wolkenstein läßt er das traumhaft lebendig werdende Steinbild dasselbe auf seiner Schloßruine sagen:

Schau rings dich um,
Mein Eigentum,
Das alles hab ich besungen.

Der Wiese Pracht,
Des Waldes Nacht,
Des Bergsees grüne Gestade,
Den Alpenflee,

Die Rosen im Schnee,
Die Gemse auf steinigem Pfade;
Das Edelweiß,
Das Gletschereis
Und drüber die goldene Wolke:
Im Liede bewährt,
Im Lichte verklärt,
Gab ich das Land meinem Volke.

Also das eigne Volk zum Bewußtsein der Schönheit und des Wertes seines Besitzes zu führen, war nach seiner Meinung Dichterberuf. Andererseits erklärte er in einem der „Zeitsonette aus dem Pustertthale“ (offenbar gegen Beda Webers mystische Lyrik):

Ihr Musesjünger, die mit Thränenfluten
Ihr von der Welt Verderbnis christlich wimmert,
Bewefung singend uns die Särge zimmert
Aus heißer Liebe nach dem Absoluten,

Der Lieder Art will nimmer uns gemuten:
Hat sich die Welt, die ihr verschmäht, verschlimmert,
Ist's eure Schuld, wie ihr sie unbekümmert
An ihren tiefen Wunden laßt verbluten.

Der Dichter muß voran! Wie einst die Wolke
Vor Israel, muß er vor seinem Volke
Der wüsten Zeiten kundger Lootse wandeln.

Das Lied ist nur die Blüte von (!) dem Handeln!
Im Buche der Geschichte könnt ihr lesen,
Daß jede That zuerst Gesang gewesen.

Und alles zusammenfassend, was Gilm als Aufgabe der Poesie betrachtete, — zugleich die beste Selbstcharakteristik, die er geliefert hat — heißt es in dem Gedichte an Albert Jäger, zum 8. März 1844, worin die Muse Tirols den mutigen Benediktiner, der gegen die Jesuiten aufgetreten war, anspricht:

Ich bin die Muse von Tirol, die freie,
Der Berge Liebchen und der Wälder Braut,
Mit jedem ersten Frühlingstag erneue
Ich meinen Schwur, der mich an sie getraut!

Ich bin nicht jene schamlos fetle Dirne,
Die ohne Liebe für das Vaterland
Schon heute wirft mit Straßensot die Stirne,
Um die sie gestern falschen Lorbeer wand.

Ich lausche jedem Seufzer der Geliebten,
Träum' jeder Föhre winterlangen Traum,
Ich weiß die Leiden, die den Wildbach trübten,
Trink' seine Lust von seinem Perlenschaum:
Ich kenne jeden feurigen Gedanken,
Der auf beeißten Firnen stolz verglüht,
Und jeden Wunsch, der an den Blumenranken
So unbeachtet welket und verblüht.

Weil nun Gilm ein so hohes Ideal von dem Berufe seiner Kunst hatte, weil er, wie wenig andre Dichter, sich in der That als einen Märtyrer seiner Begabung zu betrachten das Recht hatte, darum durfte er mit jenem Selbstgefühl von sich sprechen, obgleich neben ihm ein dichterisches Talent wie das Adolf Pichlers heranwuchs. Gilm hat viel gelitten um seine Poesie. Wenn er sich gemäß der von Freiligrath ausgegebenen Losung für alle seine dichterischen Zeitgenossen in verzweifelten Augenblicken auch mit jenem Rainsstempel gezeichnet fühlte, der das Mal der Dichtkunst sein sollte — eine pessimistische Theorie von der angeborenen Tragik des Dichters, die wir heutzutage in dieser Allgemeinheit als durchaus nicht zutreffend anerkennen — so war es bei ihm nichts weniger als eine leere Phrase.

Gilms größtes Verhängnis war, daß er als Tiroler zur Welt kam. Das klingt paradox, wenn man daran denkt, mit welcher rührenden Treue, mit welcher Leidenschaft er an seinem Vaterlande, an den Tiroler Bergen und an den Tiroler Menschen hing, wie im Grunde die Verherrlichung Tirols den Kern seines ganzen Denkens und Dichtens ausmacht. *) Dennoch ist dem so.

*) Vergl. Anton von Schullerns Vortrag über Gilm, gehalten im Ferdinandeum zu Innsbruck, abgedruckt in der „Zunzeitung“ (Innsbruck) 18. April 1865 ff. Dieser Vortrag ist die beste ästhetische Würdigung Gilms, die vorhanden ist; wir verdanken ihm viele Aufklärung. Es ist sehr zu bedauern, daß er so verborgen geblieben ist, und daß Arnold v. d. Passer ihn ebenfalls totgeschwiegen hat. Er hätte ihn in die Lebensbeschreibung aufnehmen sollen.

Gilm war von Natur, wie jedes starke dichterische Naturell, für alle Eindrücke seiner Umgebung ungemein empfänglich. Ein Denker, ein Forscher ist viel weniger von den Zufällen der Erziehung und der Zeitläufte abhängig, der Dichter kann sich ihrem Einflusse gar nicht entziehen. Er wächst ja mit seiner ganzen Produktion aus ihnen heraus. Gilm stand mit seinem angeborenen Wesen in geradem Gegensatz zu Schule und Haus, zu Gesellschaft und Gesinnung, worin er aufwuchs. Die Lehrer waren Pedanten, die Familie bestand aus sehr frommen Katholiken, die Stadt war klein, philiströs, von der klerikalen Herrschaft verschüchtert, ängstlich, zurückhaltend. Gilm's Natur strebte nach Heiterkeit, frischem Lebensgenuß, reicher Behaglichkeit, Sinnenlust und Bewegung. Was die dumpfe Gläubigkeit seiner Erzieher an ihm verschuldete, das spricht er in späten Tagen in einem unter dem Drucke der Ereignisse der Märzrevolution geschriebenen Briefe von Wien (7. November 1848) selbst aus: „Wenn in meiner Erziehung nicht gar so plump zu Werke gegangen, wenn die Abgeschmacktheit nicht gar so nackt hingestellt, wenn die schöne Lehre Christi nicht gar so verhunzt worden wäre, ich hätte nicht so früh — ein halbes Kind — den ganzen Katholizismus über Bord geworfen. Ich bin zwar froh, so früh damit fertig geworden zu sein, aber es braucht einen eignen Gott im Herzen, ohne Religion, so ohne Leuchte der Vernunft herumzutappen. Die Poesie hat mich über diese gefährliche Klust hinausgetragen, und wo ich seitdem angelangt bin, da ist das Land der Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, das wahre Land Christi. Ich bin ein Christ im wahren Sinne des Wortes, ein Christ des Evangeliums, und es ist nicht ein Wort darin, das ich nicht bestätige. Aber was die Menschen dazu gemacht haben, ist pure Alfanzeri. Politik, Philosophie und Religion ist eins und dasselbe geworden.“ Die Folge dieser beklagten Erziehung Gilm's war sein frühzeitiges und nur um so herberes Auflehnen gegen die landesübliche fromme Kopfhängerei, so daß er schon früh als Reher oder Heide galt, während er in einer weltmännischeren Umgebung wohl noch als guter Christ betrachtet worden wäre und sich mit theologischer Engbrüstigkeit nicht hätte herumschlagen müssen. Sehr anmutig läßt es Gilm in einem seiner ersten Cyklen: „Sommerfrischlieder (eines Mädchens) aus Natters“ aussprechen:

Es schelten mich die Leute
 Gar oft ob meiner Lieb',
 Als wäre er ein Heide,
 Brandleger oder Dieb.

Und steht's mit seinem Glauben
 Gar übel immerhin,
 Es heißt: wer viel geliebt hat,
 Dem wird auch viel verziehen.

Und hat er gelegt auch ein Feuer,
 Es hat doch kein Wächter gelärmt,
 Mir aber haben die Flammen
 Das frierende Herz erwärmt.

Und hat er auch wirklich gestohlen
 Viel Küsse bei Tag und bei Nacht,
 So hat er doch niemand ärmer,
 Mich aber reicher gemacht.

Natürlich konnte diese „heidnische“ Gesinnung in dem Junsbrud der dreißiger Jahre nur bei wenig Menschen Verständnis finden. Aber Gilm's Geistesent-

wicklung ging noch weiter und zog die letzten Folgerungen aus der von seiner dichterischen Begabung geforderten Weltanschauung. Gilm war ganz und gar Augenmensch. Die reiche Alpenwelt hatt: ihn in ihren Bann gezogen, und seine Phantasie war gesättigt mit den Bildern ihrer Wälder und Berge, ihrer Blumen und Bäume, ihrer Bäche und Wiesen, wie es seine Lyrik auf jeder Seite bezeugt. Er war tief eingeweiht in das Geheimnis der Natur, sie wurde die Seele seiner Poesie. Zu ihr kehrt er ein, wenn er von den Kämpfen der Welt ausruhen will.

Ich lieg' im Feld, zur Seite mir die Ähre,
Die neigt ihr Haupt schwermütig, in Gedanken,
An ihrer rauhen Wimper hängt die Zähre;
Da ist mir wol, ich lieb' die Seelenkranken.

Dort wird die Tanne wie im Freundschaftsbunde
Umsangen von der Birke weißen Armen,
Ob auch die scharfe Nadel sie verwunde;
Da ist mir wol, als gäb' es noch Erbarmen.

Und eine Lerche lehrt die zarten Zungen
Das Frühlingslied und giebt das beste Futter
Dem Kinde, welches fehlerfrei gesungen;
Da ist mir wol, als hätt' ich eine Mutter.

Und alles, was ich liebe, schien gestorben;
Doch ringsum sind die Rosen aufgeschossen,
Nicht alle Blumen hat der Schmerz verdorben;
Da ist mir wol, als wär' ich nicht verstoßen.

Dieser offene Sinn für die Naturschönheit, diese mystische Empfänglichkeit des Sonntagskindes für ihre Sprache tritt bei Gilm schon mit seinen ersten dichterischen Versuchen hervor. Sein erstes Gedicht soll eines auf die Frau Hütt, die fagenumspinnene Bergspitze bei Innsbruck, gewesen sein. Die ersten Gedichte der neuen, chronologisch geordneten Ausgabe sind dem Preise des Weischens gewidmet; und in dem schon angezogenen Briefe aus Schwarz (2. Januar 1841) schreibt Gilm in seiner damaligen überschwänglichen Weise: „Vor der Hand liebe ich Theodolinde! Sonst gar nichts, wirklich gar nichts! Berg und Thal und die Sterne am Himmel lieb' ich zwar auch, aber nur weil Theodolinde, so oft sie einen Berg, einen Baum, einen Stern sieht, an mich denkt. O welch ein Zauber liegt in der Naturpoesie! Wenn du nur ahnen könntest, wie diese leblosen Dinge plaudern können, wie ein abgeschälter, nichtsnutziger Weidenbaum mehr zärtliche Dinge weiß, mehr göttliche Gedanken hat, als ein Seelenhirt.“

Mehr göttliche Gedanken, als ein Seelenhirt — das ist das Charakteristische für Gilm im Unterschiede z. B. von Eichendorff. Gilms Naturverehrung war ein bewußter Widerspruch gegen die orthodoxe Kirchlichkeit, die ihn umgab, und er konnte desselben in diesen Jahren niemals ganz Herr werden. Immer kommt ihm die Erinnerung an die religiösen Formen des Katholizismus, wenn er in seiner eignen, aber nicht minder religiösen Art die Natur feiert. Daraus entstand jener ganz merkwürdige Stil in den „Sommerfrühliedern eines Mädchens“, den schon Emil Kuh (Neue Lyrik, Wien, 1865), Gilms erster Kritiker, bewundernd hervorhob. Die Formen des katholischen Ritus und dessen Anschauungen wurden für Gilm ein mythologischer Apparat, wie den Renaissanceedichtern die Bilder der griechisch-römischen Religion. Nur so begreift man es, wie Gilm

zu seinen originellsten Wendungen kam, wie z. B. in dem folgenden Gedichte des Mädchens aus Natters:

Ich habe drei Kränze gewunden
Gleich einer Schäferin
Und will sie nun verteilen
Nach meinem thörichtesten Sinn.

Den ersten aus Eichenblättern,
Den drück' ich dir auf das Haupt;
Es liegt eine Kraft in der Eiche,
An die man vertraut und glaubt.

Den zweiten aus wilden Rosen
Geb' ich dem Bächlein im Wald;
Das färbt mit rosigem Leben
Die Wangen von Jung und Alt.

Den dritten aus Blumen des Feldes
Leg' ich dem Heiland aufs Haar —
Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr.

Oder in einem andern Bilde:

Es singen die Vögel im Walde,
Es raucht und dampft der Altar,
Und oben an seidner Decke,
Da schwebt der Engel Schar.

Bis jetzt ein Priester, ein hoher,
Empor die Hostie hält,
Umgeben von goldnen Strahlen:
Da leuchtet die Lieb' in die Welt.

Da schweigen die Vögel im Walde,
Da neigen die Blumen das Haupt,
Da haben ungläubige Tannen
An Jesus Christus geglaubt.

Der Dichter selbst ist die ungläubige Tanne, die auf dem Wege der Naturverehrung den Weg zum Heiland gefunden hat. Er treibt ein künstlerisch freies Spiel mit den katholischen Kirchenformen. Ein wahrhaft Gläubiger hätte nie diese Einfälle gehabt. Man kann zusehends Gilm's Wachstum in seiner Freiheit beobachten. Noch in den „Märzenweilchen“ ist er nicht ganz frei, wenn er, etwas pretiös allerdings, singt:

Des Heilands Liebe, — seine Wunden,
Sind heute bis zur Osterzeit
Mit weilchenblauem Tuch umbunden
In allen Kirchen weit und breit.

Und draußen deckt die junge Erde
Nach langem Schlaf, nach langer Ruh,
Daß sie nicht ausgespottet werde,
Mit Weilchen ihre Liebe zu.

Und wenn ich meine Lieder dichte
Von diesen Weilchen, ist es nur
Die alte heilige Geschichte
Von unsrer Kirch' und der Natur.

Aber sehr bald ist er sich klar geworden, daß „unsre Kirch' und die Natur“ nicht so harmonisch zusammengehen. Schon in den „Sommerfrischliedern“ heißt es:

Sieh, dort zeigen sie dem Volke
Sein und seines Gotts Verhängnis:
Eine trübe Weihrauchwolke
Und ein ewiges Gefängnis.

Er sah, daß die Kirche auf ein Jenseits verweise, uns mit der Natur entzweie, seine Verehrung der Natur aber drängte ihn, sich ganz für das Diesseits zu

entscheiden. In einem seiner schönsten Gedichte, „Das Gnadenbild,“ kommt diese Entscheidung zum rührendsten poetischen Ausdruck.

Auf einem goldgestickten Purpurthron
Im Edelstein-besäten Atlasleide,
Im goldnen Haar die perlenreiche Krone,
Maria sitzt, die Hochgebenedeite.

Es strömt mit Plagen jeder Art beladen
Herbei das Volk aus allen fremden Landen;
Man sagt, es hab' ihr Auge voller Gnaden
Noch jede Bitte huldvoll zugestanden.

Doch wenn des Nachts die Palmenblätter dunkeln,
Die an der Kirche Säulen aufgeschossen,
Die runden Scheiben glühen gleich Karfunkeln,
Und nun der Küster hat die Thür geschlossen:

Dann kommt ihr wohl die Thrän' ins Aug' geflogen,
Sie denkt der Zeit, wo sie die Welt, die weite,
Am Wanderstab als Bettlerin durchzogen,
Ein Kind im Arm und einen Mann zur Seite.

Und wie sie dort im Sandmeer von Ägypten
Im Schatten eines Palmenbaums geschlafen,
Und wie den Thau der Aloe sie nippten,
Wenn in der Wüste sie kein Wasser trafen.

Es ist die alte homerische Gesinnung, die Gilm hier ausspricht: lieber ein Bettler auf der Oberwelt, als ein Fürst im Reiche der Schatten. Von ähnlichem Geiste erfüllt ist ein zweites Gedicht Gilms, „Der heilige Johannes“. Es führt eine gerade Linie von Gilms religiös-erotischer Lyrik zu den berühmten „Sieben Legenden“ Gottfried Kellers; gemeinsam ist ihnen die durchaus von jeder aufklärerischen Tendenz freie, rein künstlerische Verwendung altchristlicher Vorstellungen zu weltlich-poetischen Zwecken.

Nicht aber diese hervorragenden dichterischen Gaben haben Gilms Ruhm zu seinen Lebzeiten in Tirol und ein wenig auch in Deutschland begründet, sondern seine Jesuitenlieder, von denen wir nun zu sprechen haben.

Im August des Jahres 1837 wanderten fünfhundert Zillerthaler mit Weib und Kind aus ihrer Heimat nach Schlesien aus, wo ihnen der König von Preußen einen Erdenwinkel einräumte, auf dem sie sich neu ansiedeln durften. Ein Dekret des Kaisers Ferdinand hatte sie aus der Heimat verbannt, weil sie es gewagt hatten, die Bitte auszusprechen, Jesus nach evangelischem und nicht mehr nach katholischem Ritus verehren zu dürfen. Diese Zillerthaler waren teilweise Verwandte jener Salzburger, die der Erzbischof Graf Firmian aus demselben Grunde hundert Jahre früher (1731) von Haus und

Hof vertrieben hatte. Lutherische Bibeln, Hauspostillen waren zurückgeblieben, deren Lesung den ersticken protestantischen Geist entfacht und die Bewegung unter den Zillerthalern hervorgerufen hatte.

Als Gilm in Schwaz lebte (19. Oktober 1840 bis 10. Dezember 1842), da war die Erinnerung an diese rohe That theologischer Unduldsamkeit noch ganz lebendig. Der Kreishauptmann v. Gasteiger, in dessen Hause Gilm verkehrte, war selbst der, wie man versichert, humane Vollstrecker des furchtbaren Regierungsaktes gewesen, und man mag oft genug bei ihm davon gesprochen haben. Man kann sich leicht vorstellen, wie der junge Dichter von dieser Thatsache ergriffen wurde. In seinen Gedichten spiegelt sich sein hochehrregter Zustand.

Ich stand wohl auch an goldner Sessellehne
Und sog den Duft von parfümirten Locken;
Ich küßte Mädchenhände, weiß wie Schwäne,
Und ließ von ihren Kleidern mich umflocken.

Mich machten all die dunkeln Augen eitel,
Die lieblich winkten, näher herzutreten;
Der Lorbeer grünte schon auf meinem Scheitel,
Und weiche Arme lockten den Poeten.

Da scholl durchs Thal das Halloh wilder Treiber —
Ein Hauch des Mundes wurde zum Verräter;
Ich sah der Männer Wut, den Schmerz der Weiber,
Der Kinder letzten Blick zum Haus der Väter.

Der sanfte Buchwald stöhnte vor Entsetzen,
Die Berge standen starr vor der Mißhandlung;
Ich riß die Fahne Cynthias zu Fetzen
In meines Herzens plötzlicher Umwandlung.

Von dieser Zeit an hat Gilms Muse ein neues Pathos: Haß gegen die Klerisei, Forderung der geistigen Freiheit. Auch Gilms Stil ändert sich seitdem; um ja nicht mißverstanden zu werden, hat er seitdem auch nur die rein künstlerische Verwertung kirchlicher Bilder streng vermieden, und dieselbe Natur, in die er früher ganze Meßopfer hineinschaute, die ihm an Christus zu glauben schien, bekehrt sich nun zu einem andern Glauben, zu dem an die Freiheit, z. B.:

Mein ist der Wald, und mir sind unterthänig
Die freien Tannen und die stolzen Buchen
Und alle wilden Rosen! Ich bin König,
Doch nach mir wirds kein anderer versuchen.

Denn heimlich hassen Blumen und die Bäume
Den Menschen, jedes stillen Glücks Zerstörer.
Wie hochverrätherisch sind oft Lilienträume,
Wie stürmt in mancher Eiche der Empörer!

Ich nähete nicht mit Waffen in den Händen,
Den freien Baum als Sklaven zu verkaufen,
Des Waldes Sänger, um sein Licht zu blenden
Und schöne Blumenheidinnen zu taufen.

Sie sahen mich gezeichnet von der Behme
Und hörten laut die Welt mein Lied verhöhnen;
Da wanden mir die Eichen Diademe,
Da fingen mich die Rosen an zu krönen.

Der Haß Gilm's gegen die Klerikalen hatte sowohl persönliche als allgemein politische Quellen. Gilm hatte auch nach der Jugendzeit allerlei von den Frommen zu leiden gehabt. Er stand deswegen mit seinem Vater nicht besonders gut. Seine leidenschaftlich geliebte Theodolinde wurde von sehr frommen Tanten gegen ihn gestimmt; als bekannter Freigeist hatte er im Staatsdienste keine Aussichten, vorwärts zu kommen; zu seinem Schmerze ließ sich sogar seine Stiefschwester als Nonne einkleiden; sein ganzer Mensch litt unter der Pfaffenherrschaft des damaligen Tirols, die er fortwährend erstarken sah. Denn im Bunde mit dem Absolutismus, mit dem Polizeiregiment und der dummbrutalen Zensur wollten die Klerikalen Tirol hermetisch von Europa absperren. Noch mehr. Im Jahre 1843 wurden die Jesuiten geradezu ins Land berufen, trotz der großen Bewegung, die dagegen bestand. Der Tiroler Landtag stand nun im Banne des klerikalen Heisporns Giovanelli, dem die Sorge für das Seelenheil seiner Landsleute über alle weltlichen Bedürfnisse ging. Am 8. März 1844 hielt der hochangesehene österreichische Historiker Albert Säger, Professor der Innsbrucker und später der Wiener Universität, Mitglied des Benediktinerordens, im Ferdinandeum zu Innsbruck eine berühmt gewordene Rede gegen die Jesuiten. Sie hatte aber nur die Folge, daß sie die liberale Opposition ermutigte und Gilm zu einem schönen Gedichte begeisterte. Die Jesuiten konnten dennoch mit Pomp die Grundsteinlegung ihres Ordenshauses feiern, das noch vor wenigen Jahren durch einen Zubau erweitert worden ist.

In diesem Kampfe gegen die Feinde aller Duldsamkeit, aller noch so bescheidenen Geistesfreiheit, aller modernen Wissenschaft und Kultur, sofern sie nicht der römischen Kirche dienstbar ist, hat Gilm die merkwürdigsten Gedichte geschaffen. Nirgends kamen seine glühende Vaterlandsliebe, seine wahrhaft lautere evangelische Gesinnung, sein Wi, seine Satire, seine Leidenschaft so zum Ausdruck, als in seinen gegen die Jesuiten gerichteten Versen. Am populärsten zu seinen Lebzeiten, um dann freilich wieder durch die Zensur unterdrückt zu werden, ist sein wie ein Kriegslied anmutendes Gedicht „Der Jesuit“ geworden.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit;
Es redet nicht, ist still und stumm
Und schleichend ist sein Tritt.

Es trägt ein langes Frau'rgewand
Und kurzgeschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück ins Land,
Wo schon die Damrung war.

Es hat nicht Rast und hat nicht Ruh
 Und hat ein fahl Gesicht
 Und drückt bei Tag die Augen zu,
 Als heiße es das Licht.

Es wohnt in einem öden Haus
 Und sinnt auf neuen Zwang,
 Und schaut es in die Welt hinaus,
 So wird der Menschheit bang.

Und Jesus trug ein farbig Kleid,
 Und seine Brust war bloß,
 Und was er sprach, war Seligkeit,
 Und was er that, war groß.

Und Jesus trug ein wallend Haar
 Und seine Wang' war rot,
 Und Jesu offnes Auge war
 So frei wie sein Gebot.

Am dattelreichen Palmenbaum
 Da lehrt er sein Gebot
 Und träumte seiner Liebe Traum
 Am See Genesareth. —

Drum seh' ich solch 'nen Finsterling,
 So fällt mir immer ein:
 Wie kann man doch so wüstem Ding
 So schönen Namen leihn?

Dieses Gedicht ist aber nicht das einzige, auch nicht das beste geblieben, was Gilm gegen die Jesuiten geschrieben hat. In den „Zeitsonetten aus dem Pustertal“ (vom 10. Dezember 1842 bis zum 2. Oktober 1845 lebte Gilm in Brunneck), in den „Landtagssonetten,“ in den „Sonetten an eine schöne Roveredoranerin“ und in vielen andern Gedichten führt er diesen Kampf fort. Die Angriffe, die er gegen die Jesuiten schleudert, sind von einer Leidenschaft und Kraft im Ausdruck, die in deutscher Sprache wenig ihresgleichen hat.

Nicht lange ist es her, daß wir vertrieben
 Die eignen Brüder haben, die uns lieben,
 Und sollen die behalten, die uns hassen?

Ihr Jesuiten müßt das Land verlassen,
 Die Zeit ist um, und Völkertthaten lassen
 Sich nicht gleich einer Hochzeitnacht verschieben —

so schließt mit bitterer Anspielung auf persönliches Leid — er durfte die geliebte Sophie, seine Brunnecker Braut, nicht heiraten, weil er noch immer, bald acht Jahre, unbeförderter Gerichtspraktikant war — eines der Zeitsonette. Das folgende schließt:

Dem wahren Haß genügt nicht das Berachten:
 Der Liebe gleich muß er mit Händen greifen
 Nach seiner Sehnsucht, soll er nicht verschmachten.

In wahrhaft poetische Bildlichkeit kleidet er in dem folgenden Sonett den Gedanken, daß die Fortschritte der Kultur sich nicht mit dem Treiben der Jesuiten vertragen, und giebt ihnen den Rat:

Drum schiffst auf einem Dampfer nach den Tropen,
 Da giebt's noch blinde Heiden zu bekehren.

Nichts drastischeres kann man sich denken, als folgendes Bild: Die Leute laufen scharenweise zur Kirche, den neuen, pikanten Prediger zu hören, es ist ein Jesuit; vor der Kirche im Gedränge steht ein magerer Karrengaul, den sein Herr mit dem Peitschenstiel erbarmungslos antreibt, obgleich er nicht vom Fleck kann. Gilm schließt:

Das ist der Gottesdienst in diesem Ort:
 Im Tempel drinnen sein entstelltes Wort,
 Und draußen sein geschundener Gedanke.

Die schneidige Ironie eines überlegenen Geistes, ein an Pascals Lettres provencales erinnernder Ton spricht im folgenden Sonett:

Was doch ein Jesuit kann alles wissen!
Er predigte: der Mensch kann nichts vollbringen.
Wenn ich und du auf diesen Rasen springen,
So hat es Gott gethan mit unsern Füßen.

Und wenn wir etwas thun von bösen Dingen,
Zum Beispiel stehlen, raufen oder küssen —
Was wir uns aber niemals unterfingen —
Hat Gott im Himmel mit uns stehlen müssen.

Daraus ergab sich nun der Sünden Schwere,
Weil Gott, der Reinste, Lob der Engelzungen,
Vom Sünder wird zum Sündigen gezwungen.

Der Jesuit bringt dich zu großer Ehre:
Nicht ich — nach dieser orthodoxen Lehre —
Gott selbst hat die Sonette dir gesungen.

Den mächtigsten Ausdruck aber hat Gilm seiner Leidenschaft in jenem Gedicht gegeben, das er zur Grundsteinlegung des Jesuitenkollegiums in Innsbruck 1843 geschrieben hat: mit seinem eignen Leben will der Dichter die Befreiung seiner geliebten Tiroler von der Geistes knechtschaft erkaufen. Er schließt mit den Versen:

Verweile noch! noch einmal nimm die Kelle!	Wenn diese Mauern fallen und wenn wieder
Ich weiß, ihr haßt den Dichter und das Lied.	Ein Morgensturm euch segt aus diesem Land,
Nehmt mich und legt mich an des Steines	Die Toten auferstehn — dann sind die Lieder,
Stelle,	Wie sie die Freiheit braucht, gleich bei der
Der Abend naht, ich bin des Lebens müd':	Hand.

Damit kommen wir wieder auf jene echt vormärzlichen Töne bei Gilm zurück, von denen wir ausgegangen sind. Es ist ein tragischer Idealismus, der ihn in seinem politischen Kampfe beseelte, als er hoffte, „den Feind mit seinem Keime“ erschlagen zu können; oder als er mit Erinnerung an die Freiheitskriege sang:

O kämen sie zur Brücke von Lorenzen!
Dort fiel der erste Schuß! von dorthier schalle
Das erste Lied, sie geistig zu vernichten.

Das Jesuitenkollegium steht noch immer fest auf seinem zu Gilm's Zeit gelegten Grundstein zu Innsbruck, es hat die theologische Fakultät der dortigen Universität ganz zu seiner Verfügung, schreibt auch nicht bloß theologische Bücher, sondern trachtet mit seinem Geist alle Wissenschaften zu durchtränken, und es verlautet sogar, daß es auch das Innsbrucker Gymnasium gern in seine Verwaltung übernehme. Aber auch Gilm's Gedichte sind auferstanden,

und die Parteien stehen sich gerade so noch gegenüber wie damals, als die Gedichte von ihm geschrieben wurden. Die Welt ändert sich nicht so schnell, wie Dichter glauben, sie wird von andern Mächten geleitet als vom begeisterten Liede und poetischen Idealismus. Zu seinen Lebzeiten hatte Gilm von seiner antijesuitischen Lyrik nur Kummer. Schon sein bester Freund Friedrich Lentner, der ihm mit aufrichtiger Kritik zur Seite stand, schrieb ihm am 17. April 1845: „Sie wissen zu gut, daß man bei uns Präsidanten mit einem Jesuitenliede wohl wütend machen kann, daß sie aber den Dichter als keine Macht betrachten, mit der man unterhandelt, sondern nur als eine Maschine, die man entweder mit Goldsalbe schmiert, damit sie nicht mehr rasle, oder gar zerbricht. In Tirol läßt man für politische Lieder niemand bluten; man läßt die Leute ewig praktizieren.“ Das war das persönliche Schicksal Gilm's. Handschriftlich fanden seine Streitgedichte im ganzen Lande Verbreitung. Aus Rücksicht aber auf sein Fortkommen im Staatsdienste hatte er nicht den Mut, sie zu sammeln und als Buch in die Welt zu schicken. Nicht einmal Ludwig Steub, seinem Freunde, der sie in seinen Schriften über Tirol verflechten wollte, erteilte er die Erlaubnis dazu. Man muß Gilm's ganze Erziehung und seinen Mangel an Weltkenntnis für diese ängstliche Vorsicht verantwortlich machen. Gilm war der Sohn einer seit einem Jahrhundert dem Staate dienenden Beamtenfamilie; Ergebenheit gegen die Regierung war ihm gleichsam eingeimpft. Er mochte in der Begeisterung den Mut zum oppositionellen Liede finden, aber bis er sich entschloß, als Schriftsteller öffentlich Opposition zu machen, vergingen Jahrzehnte, während derer die Opposition selbst Regierung geworden war. Man darf bei Beurteilung von Gilm's Charakter nie seine Abstammung und Erziehung aus dem Auge lassen.

Genügt hat ihm aber seine Zurückhaltung gar nichts. Erst am 2. Oktober 1845 erhielt er, nachdem er sein ganzes Vermögen, das übrigens bescheiden war, aufgezehrt hatte, ein „Adjutum“ von 300 Gulden zugesprochen und wurde gleichzeitig von Bruneck, wo er sich so glücklich fühlte und eine Braut verlassen mußte, nach dem südtirolischen Roveredo versetzt, das für ihn eine ganz neue Welt war und ihn anfänglich tief verstimmt. Dst kam über den Dichter in den so mageren Jahren, die bis zu seiner 1847 erfolgten Übersiedlung nach Wien in eine Konzipistenstelle der Hofkanzlei andauerten, ein Kleinmut. Er fürchtete sich vor der Rache der „Schwarzen“, er versuchte, sich mit ihnen zu versöhnen, er wollte sich ganz von dem Kampfe um die Geistesfreiheit zurückziehen und am Herzen seines Weibes die Welt vergeffen. So singt er schon in Schwarz wahrhaft rührend:

Gebt sie zum Weibe mir, gebt nur so vieles,
 Daß ich nebst ihr auch noch ein Kind ernähre,
 Daß freundlich ich vom Fenster des Asyls
 Ein Nebenblatt erblick' und eine Ähre.

Gebt sie zum Weibe mir! Was ihr verschuldet,
 Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben;
 Thut, was ihr wollt, so lang's der Frühling duldet
 Und diese Berge unbeweglich bleiben.

Schließlich war er doch auch ein Mensch wie andre: heroisch in den Augenblicken der Begeisterung, schwach in den nüchternen Stunden. Man kann es in der Geschichte der meisten Vorkämpfer der Menschheit beobachten, daß an sie die Versuchung herantritt, sich der selbstbegonnenen Arbeit zu entziehen, den Kelch nicht zu leeren, den sie schon angefaßt haben. Man darf darum Gilm's zeitweilige Schwäche nicht zum Angelpunkte seines Charakters machen, vielmehr liegt dieser in seiner poetischen Natur. Es ist ein Beweis mehr, daß Gilm ein echter Dichter war, daß er von dem Augenblicke, wo er leiblich dem Kampfplatze entrückt war, auch politisch zu dichten aufgehört hat. Für abstrakte Ideen litterarisch zu kämpfen, ist nicht des echten Dichters Sache; Gilm's Antijesuitenlieder sind ein im edelsten Sinne persönlicher Kampf zwischen zwei grundverschiedenen Lebensanschauungen, zwischen der Weltfreude und der Weltflucht. Darin besteht ihr unvergänglicher Wert.

Mit diesen Betrachtungen haben wir indes weder den Inhalt der Lyrik Gilm's noch den Gehalt seines Lebens erschöpft. Einen sehr hervorragenden Teil seines Schaffens, den die neue Ausgabe seiner Gedichte mit großem Unrecht übergangen hat (man weiß überhaupt nicht, nach welchen Grundsätzen Arnold v. d. Passer die Auswahl getroffen hat, Rechenschaft giebt er keine darüber und stillschweigend läßt er auch keine erkennen), nämlich Gilm's Schützenpoesie hätten wir noch zu besprechen; ferner seine schönen Balladen; seine Gelegenheitsgedichte; es wäre noch von Gilm's Anteil an der Märzrevolution, von seiner Niedergeschlagenheit nach ihr zu sprechen; es wäre seine Wandlung in nachmärzlicher Zeit zu beleuchten, seine nationaldeutsche Gesinnung endlich, die nicht müde wurde, die Landsleute zu mahnen, nicht römisch, sondern deutsch zu fühlen; noch am dänischen Kriege nahm er lebhaften Anteil; sein letztes Gedicht „Das Adoptivkind“ galt dem Preise des hochherzigen General Gablonsz — doch alles dies ist schon von den genannten Kritikern und Biographen hervorgehoben worden, worauf wir hier verweisen dürfen. Es bleibt nur zu wünschen, daß Gilm rechte Verbreitung finde, damit eine zweite Ausgabe seiner Gedichte die Lücken ausfüllen könne, welche die vorliegende zum Bedauern aller seiner Kenner aufweist.

